

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueze.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 49

Sonntag, den 31. Oktober 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 31. Oktober: Wolfgang. Montag, 1. November: Allerheiligen. Dienstag, 2. November: Allerseelen. Mittwoch, 3. November: Hubert. Donnerstag, 4. November: Karl Borromäus. Freitag, 5. November: Rochus. Samstag, 6. November: Leonhard.

23. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 9, 18—26.

In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, siehe, da trat ein Vorsteher der Synagoge herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist soeben gestorben; aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben. Und Jesus stand auf und folgte ihm samt seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, das seit zwölf Jahren am Blutflusse litt, trat von hinten hinzu und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sehr Kleid berühre, so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost; dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und also Jesus in des Vorstehers Haus kam und die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet; denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein und nahm es bei der Hand. Und das Mägdlein stand auf. Und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.

*

Das Kirchenjahr geht seinem Ende zu. Zuvor nimmt die Kirche noch einmal Gelegenheit, an ernste, große Dinge zu erinnern. Allerheiligen, Allerseelen, der Sonntag vom Töchterlein des Jairus, was ist das anders als dieselbe Predigt, die jetzt draußen die Natur hält, die Predigt vom Verblühen, Vergehen, Sterben und Auferstehen.

Sterben! Wie leicht und handlich, möchte ich sagen, ist uns dieses Wort im Kriegsjahr geworden. Tausende und Tausende gehen ins Sterben, junge, frische Menschenkinder, gerade da, wo man ihnen das Leben erst austun wollte, wo sie erst zu leben begannen. In einem heiligen Drang, mit leuchtenden Augen, mit einem jauchzenden Wort auf den Lippen bieten sie ihr Leben dem Vaterlande dar und opfern ihr Herzblut für Kaiser und Reich. Aus der Kirche will nicht die Tumba weichen, das Nachbild des Sarges, und fast Tag für Tag singt und betet Priester und Volke Requien aeternam dona eis Domine, das Licht des Himmels leuchte ihnen, den Helden des Schlachtfeldes, und die ewige selige Ruhe sei ihr Anteil. Morgens und abends um die Stunde, wo die Kirchentüre sich auf tut, treten aus jedem Hause ernste Menschen in dunklem Gewande und lenken ihre Schritte nach dem Gotteshause, um ihre Gebete mit denen der Kirche, der mütterlichen Freundin der armen Seelen, zu vereinigen, auf daß den Helden im Jenseits „der Ort der Erquickung, die Seligkeit der Ruhe und die Klarheit des Lichtes“ zuteil werde. Ja, das alte Lied hat recht: *Media vita in morte sumus*, Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfungen.

Man kann es nur begreifen, daß die Begriffe Tod, Ewigkeit, Jenseits im deutschen Volke vertrautere Gestalt und Vorstellung angenommen haben. Der Tod gilt bei den Leichtlebigen als etwas, dem man so weit wie möglich aus dem Wege geht, von dem man am besten gar nicht spricht. Tod und ein lockeres Leben vertragen sich nicht zu gleicher Zeit. Wenn aber der Tod durch die Menschen schreitet, rechts und links unbarmherzig nieder-mähen, dann verstummt das girre Lachen, Flöte und Saitenspiel verstummt sich, und fürarren- und Boffenspiel ist kein Maß mehr auf der Bühne des Lebens. Gewiß, das Gewärm kriecht wieder hervor und wagt sich ans Tageslicht. Die Zeitungen sind jetzt voller Klagen über den wiederkehrenden Leichtsinn. Die Theaterdirektoren wagen wieder dem Publikum mit frivolen Stücken aufzuwarten. Es ist das tief zu beklagen, und die guten Elemente müssen alle Hebel anwenden, um dem Bösen Einhalt zu tun. Allein es bedeutet schon etwas, daß wenigstens auf einige Zeit das große Sterben in Deutschland dem Volke nahe gegangen war, daß die Gedanken an die andere Welt den Sinn der Menschen gefangen nahmen und ernsteren Erwägungen und Vorsätzen Raum gaben. Und es will uns scheinen, als ob der

Krieg im allgemeinen doch etwas Nachhaltiges zuwege gebracht habe. Und wenn nach dem Kriege die Obrigkeit ihren starken Arm leiht und die Bestrebungen der Gutgesinnten unterstützt, dann wird die Wiedergeburt Deutschlands greifbare Gestalt annehmen.

Wiedergeburt durch den Tod. Der Tod ist der Anfang des Lebens. Das Grab ist das Tor zum Leben. So und ähnlich lauten die Aussprüche des Volkes und weiser Menschen. Der Sinn ist uns klar, und deswegen hoffen und vertrauen wir, daß der Heldentod so vieler deutscher Jünglinge und Männer nicht umsonst war, sondern daß die Frucht ihres Todes die Freiheit und Auferstehung unseres geliebten Vaterlandes sein werde. Es ist das derselbe Gedanke, den der Herr ausgedrückt hat mit den Worten: Wenn das Weizenkorn nicht in Erde fällt und stirbt, so bleibt es allein; wenn es aber stirbt, so bringt es viele Frucht. (Johann. 12, 24.) Er war das Weizenkorn, und als er starb und in die Erde gesenkt wurde, da wurde der Himmel wieder geöffnet, und Millionen fanden und finden durch Jesu Tod Gnade und Seligkeit. In Ähnlichkeit damit soll durch den Tod der Helden, deren Leiber in die Erde des Schlachtfeldes gesenkt wurden, nicht bloß dem Vaterlande Freiheit und Wohlfahrt erwachsen, sondern in allen deutschen Landen soll eine Gesinnung Platz greifen, die die weltlichen Dinge, Vermögen, Erwerb, Stellung, Genuß, Erholung, Bildung, aber auch Verlust, Unglück, Todesfall, betrachtet unter einem höheren, idealen, und zwar dem einzig richtigen und vernünftigen, welt christlichen Jenseitsgesichtspunkte. Erinnerung nennen andere das, was der Krieg bisher im deutschen Volke erreicht hat. Vor dem Kriege war das Leben vieler Menschen nur Neugierigkeit, Firnis, Schein. Jetzt, im Angesichte des Todes, der Ewigkeit, ist diese äußere Hülle gefallen, und ein Zug der Innerlichkeit, das heißt der Betrachtung der wahren Werte und der wertlosen Dinge und dessen, was allein Bestand und Zukunft hat, ist in die deutsche Seele gefahren. Wenn das der Erfolg des Krieges und die Frucht der in die blutige Erde gesenkten Heldenleiber wäre, mein Gott, welch eine Macht würde da Deutschland auf der Erde bilden, welch eine Uebermacht gegen unsere dem Jüdischen zugewandten und deshalb immer uns nicht gewachsenen Feinde, welch ein Gegenstand der Bewunderung für alle uns noch fern stehenden Staaten. Wie werden sie es als eine Ehre betrachten, mit einem solchen, dem Idealen zugewandten, rechtlich gesinnten, ehrlichen, aufrichtigen, jede niedrige Behandlung verachtenden Volke Frieden und Freundschaft zu unterhalten.

Wie für die große politische Welt, so ist auch für den einzelnen im Staate die energische Vertretung und Betonung des Jenseitsstandpunktes von überwältigendem Werte. Der Krieger im Felde, im Angesichte des Kampfes, ist dann unüberwindlich, wenn der Tod auf dem Felde der Ehre für ihn den Hinausgang in die Seligkeit des Himmels bedeutet. Man sieht hieraus, welchen Wert die Heeresleitung der religiösen Ueberzeugung des Soldaten und der Sorge für die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse des Heeres beimessen muß. Was den Krieger im Felde zum Helden macht, daselbe schafft auch aus den Witwen und Waisen der Gefallenen große, starke Seelen. Nur der Gedanke an den Tod mit seinem darauf folgenden Lohn in der Ewigkeit und seinem Wiedersehen des geliebten Heimgegangenen, läßt sie die Mißheftigkeiten des Lebens tapfer ertragen und ihre Pflichten in Haus, Gemeinde und Staat erfüllen.

Der zum zweitemal im jetzigen Krieg begangene Allerheiligen- und Allerseelentag mit seiner heißen Erinnerung an so viele in die Ewigkeit Gegangenen, wird für Ungezählte eine wirkliche religiöse Erneuerung sein. Der hl. Vater, der seit seiner Thronbesteigung nicht müde wird, so viel in seinen Kräften steht, die Kriegsnöte zu lindern, hat in wahrhaft königlicher Guld einen neuen Schritt getan, der geeignet ist, das Elend seiner Untertanen, die vom Kriege betroffen sind, zu mildern und Trost und Hoffnung in die Herzen der Kriegsteilnehmer zu senken. Er, der die Schlüssel zu den unermesslichen Schätzen der göttlichen Barmherzigkeit besitzt, hat die Schatzkammer geöffnet und durch die dreimalige Darbringung des hl. Mehospers an Allerseelen an den Helden des Schlachtfeldes wirksame Samariterdienste geleistet, indem er ihnen die göttliche Erbarmung zur Erlösung aus dem Reiche des Fegfeuers zuwandte. In Verbindung mit dem vollkommenen Ablass, der nach Art des Portiunkulaablasses beliebig oft gewonnen werden kann, wird der diesjährige Allerseelentag ein Liebesgabentag für unsere gefallenen Krieger sein und eine weite Seelengemeinschaft her zwischen Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits herstellen. Die Lichter auf den Gräbern unserer

Verstorbenen werden heuer vielleicht nicht oder nur vereinzelt brennen. Die Feuerung läßt es nicht zu. Aber dafür werden in den Herzen der Hinterbliebenen andere Lichter aufleuchten, das Licht der Erkenntnis des einen Notwendigen für sich und des einen Hilfreichen für die armen Seelen. Worin äußert sich die Liebe zum andern? Im Wohlthun, in Erweisung von Hilfe und Beistand. Und je mehr ich den andern helfen kann, desto größer ist meine eigene Freude.

Allen Seelen verliert durch das Wohlthun an den Seelen im Jenseits viel von seinem düstern Ernste. Nicht der Tod mit seiner Trennung steht im Vordergrund, sondern Zuversicht, Trost, Stärke, freundliche Erwartung der Herrlichkeit und der Wieder-vereinigung mit unsern Lieben.

Bps.

Allerheiligen

In herbstlich tiefen Farben stehn die Wälder,
Und wie verhaltener Dankesjubel schwebt
Es über stillen, rastenden Gefilden —
Den heiligen Tag füllt, was da lebt und strebt;

Den heiligen Tag der stillen Gottesheiden,
Der Heiden, die vom Himmel nur gesehn,
Mit Gier und Wunsch in hartem Kampfe standen,
Als Sieger nun am Throne Gottes stehn.

Und trägt auch kein Altar der Sel'gen Namen,
Und lebt ihr Ruhm auch nicht in Stein und Erz:
Denn zieht auch dieser Heiden Glück und Banne
Der Christen Flug und Herzen himmelwärts.

Aus deines Hauses Kreise: Ahnen, Kindern
Hält dieses Festes freud'ger Jubel auch;
Füllt dich um dich wie Reinheit, Segen, Gnade:
Es ist von deiner Selgen Himmelschau! —

Doch herrlich strahlt der Tag um jene Heiden,
Die auf des Schlachtfeldes blut'gem Plane starben,
Die sich im Kampf um ird'ches Heim und Recht
Das große, ewige Heimatsrecht erwarben.

O heiliger Tag, in herrlicher Verklärung
Umschwebst du unserer Heiden selge Schar!
O heiliger Tag, du sprichst uns Trost und Frieden
Im Herz, wohl leis und doch so wunderbar!

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge der Armenseelenmesse.

Die Macht der Kirche, ihre Löse- und Bindgewalt reicht unmeßlich weit, da sie ja die Erde mit dem Himmel verbindet: „Was du auf Erden löst, wird auch im Himmel gelöst sein; und was du auf Erden bindest, wird auch im Himmel gebunden sein.“ Auch in die Räume, die gleichsam zwischen Himmel und Erde liegen, die die Durchgangsstation zwischen irdischem Leben und sonnenreinem Himmelsdasein bilden: ins Festland bringt die Macht der von Christus gestifteten Kirche. Wenn sie hier auch nur fürbittend, nicht befehlend auftreten kann, so liegt in dem Gedanken, daß wir durch die Kirche den verstorbenen Verwandten und Freunden ins Jenseits hinein unsere Liebe wirksam bezeugen können, unendlich viel des Aufrichtenden und Tröstenden. Gerade jetzt, wo der mordende Krieg täglich viele unserer Brüder zum Tode niederwirft, wo die Totenglocken nicht verstummen und der Ruf: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“ im Gotteshause Tag für Tag gehört wird, wo der Armenseelentag und -monat mehr als sonst die Gedanken zu den toten Heiden hinzieht, sollen die Wechselgesänge der Armenseelenmesse erklärt werden.

Der Introitus lautet: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. Ps. Dir ziemt Lobgesang, Gott auf Sion, und dir entrichtet man Gelübde in Jerusalem; erhöre mein Gebet; zu dir kommt alles Fleisch. Herr, gib ihnen usw.“ — Um ein Zweifaches bitten wir hier. Um Ruhe und Licht in ewiger Unabänderlichkeit. Was peinigt den Menschen mehr als Unrast und Finsternis? Sie sind die beiden großen Feinde der Menschenseele. Das Hasten und Sorgen in immerwährender Unruhe, die Finsternis, die trotz des hellsten Sonnenlichtes uns umgibt! Dieses ruheloze Jagen ums tägliche Brot, das im besten Falle von der stillen Nacht und dem friedlichen Sonntage unterbrochen wird, raubt der Menschheit unserer Tage vollends den letzten Halt. Dann, diese Finsternis, die unser geistiges Auge quält, das sich ängstigend in die Zukunft bohrt, das in unheiliger Verblendung die Güter dieser Erde überschätzt und erst im Tode den Irrtum gewahr wird, sodas wir wie halb Blinde durch Nacht und Nebel zur ewigen Heimat tappen — wie liegt sie schwer auf unseren Seelen! Wenn wir das bedenken, dann verstehen wir auch, was „ewige Ruhe“ und „ewiges Licht“ bedeuten, wie diese beiden Dinge aufs Herrlichste unsere ganze Befriedigung umfassen, wie unsere Bitte um sie für die Armenseelen Großes erstehen. Unendlich Großes für eine unendliche Ewigkeit! Im Palmvers preisen

wir Gott zuerst als den Ewigen, dem Lobpreis und Opfer gebühren, dem allein wahrhaft der Mensch gehört; und in demütigen Anerkennung seiner völligen Oberherrlichkeit wiederholen wir dann die Bitte: „Höre mein Gebet: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Das Graduale: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen! In ewigem Gedächtnis bleibst der Gerechte; vor böser Kunde bangt ihm nicht“ schließt sich im gleichen Gedankengange dem Introitus an. Es gibt im zweiten Teile aber einen neuen Grund an, weshalb wir der Verstorbenen gedenken. Der Verlebte steht vor uns als echter Christ, der durch ein wahres Tugendenleben und durch Empfang der kirchlichen Gnadenmittel vorbereitet, hoffend auf Gottes Barmherzigkeit, hinüberging. Dieser fromme, hoffnungsfrohe Heimgang gibt uns Trost und neuen Mut mit dem Traktus *) zu flehen: „Erlöse, Herr, die Seelen aller abgestorbenen Gläubigen von jedem Bande der Sünden. Und durch die Hilfe deiner Gnade mögen sie dem Gerichte der strengen Vergeltung entgehen, und der Seligkeit des ewigen Lichtes froh werden!“ Der Traktus versteht den Betenden an das Todesbett der teuren Verstorbenen. So kommt denn wieder die Stimmung voll Trauer aber auch voll Vertrauen über uns, und in dieser wehevollen Seelenverfassung bitten wir, gerade als ob der Tote noch im Todeskampfe liege: „Herr, löse seine letzten Sündenbanden, sei ihm ein gnädiger Richter und laß ihn deiner seligen Anschauung teilhaftig werden!“

Vor Gott gibt es ja eigentlich keine Zeit; nur für den Menschen verrinnen und kommen die Stunden; vor dem ewigen Gott ist alles wie Gegenwart. Aus diesen Gedanken heraus verstehen wir den Traktus und noch mehr das Offertorium, das da lautet: „Herr Jesu Christe, König der Herrlichkeit Erlöse die Seelen aller abgestorbenen Christgläubigen von den Strafen der Hölle und von dem tiefen Abgrunde; befreie sie aus dem Rachen des Löwen, daß die Tiefe sie nicht verschlinge, daß sie nicht in die Finsternis stürzen, sondern es führe sie der Bannerträger, der hl. Erzengel Michael, zum hl. Lichte, das du einst Abraham und seinen Nachkommen verheißt hast. Opfer und Bitten bringen wir dir dar, o Herr, zum Lobe; nimm sie auf für jene Seelen, deren wir heute gedenken; laß sie, o Herr, vom Tode übergehen zum Leben, das du einst dem Abraham und seinen Nachkommen verheißt hast!“ — Weil es vor Gott keine Zeit gibt, versteht uns das Offertorium noch dramatischer als der Traktus in die Todesstunde dessen, für den das hl. Opfer dargebracht wird. So wird der Flehruf bei den sinnvollen Zeremonien der Opferhandlung zu einem erhabenen Gedichte, wo ja auch Gegenwart und Vergangenheit in kühnem Wurf zusammengebracht werden. So verstehen wir denn auch den Ruf um Befreiung und Bewahrung vor der Hölle, vor den Rachen des Satans, vor den Tiefen der ewigen Finsternis in dem Augenblicke, wo das Los des Verstorbenen schon entschieden, wo auch nicht das heiligste Werk, das hochheiligste Opfer der Messe, aus der Hölle mehr erretten kann. Diese lebhafteste Form des Gebetes ist gewählt, um es so wirksamer zu machen. Es erfleht den Verstorbenen Linderung ihrer Pein, Erfüllung ihres Sehns, uns aber erfüllt es mit heiligem Ernste, heiliger Furcht und den festesten Vorsätzen. Allmählich geht es dann in ruhigere Form über. St. Michael, der Führer der Gotteskrieger, wird angerufen, daß er auch hier der Führer zu Gott, zu den seligen Höhen der Himmels sei. Dann weist die hl. Kirche im zweiten Teile des Opfergesanges den himmlischen Vater auf das unblutige Opfer hin, das sie darzubringen sich anschickt, daß er doch im Hinblick auf die sühnende Kraft dieser kostbaren Gabe, die Gebete für die Verstorbenen gnädig annehme, sie aus dem Reiche der Trübsal aufnehme in die himmlischen Gefilde, in das Reich, wohin künft das lohnende Richterwort einläßt: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt das Reich in Empfang, das euch vom Beginne der Welt an bereitet ist!“

Das doppelte Himmelsziel, das wir im Introitus kennen lernten, erfleht auch der Kommunionvers den Armenseelen: „Das ewige Licht leuchte ihnen, o Herr, mit deinen Heiligen ewiglich, weil du gütig bist. Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen; mit deinen Heiligen ewiglich, weil du gütig bist!“ — Gerade wenn wir den Herrn durch Verlangen oder in Wirklichkeit mit dem Priester in unser Herz aufgenommen haben, wird die Bitte um ewige Ruhe und ewiges Licht am ehesten Erhöhrung finden. Bedenke das, lieber Leser, wenn du um einen gefallenen Heiden trauern mußt. Suche im Gebete für dich Kraft und für den teuren Gefallenen Hilfe und Erlösung. Suche beides im Anschluß an das Gebet der Kirche, das am herrlichsten in den Wechselgesängen der Totenmesse zum Ausdruck kommt. So verhiffst du den toten Heiden am sichersten und schnellsten zum Eintritt in die ewige Heimat, wo er dann für dich auch eintreten wird, und so sich eure Seele am schönsten finden. Für dich erwächst aus solcher Stunde der wirksamste Trost; für den Verstorbenen erfleht aus ihr aber das süßbarste Empfinden deiner treuen Liebe.

*) Die Sequenz: Dies ist in der nächsten Nummer erklärt werden.

Der hl. Karl Borromäus — ein echter Erneuerer

(4. November.)

Erneuert euch aber im Geiste eures Gemüthes, und zieht an den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist, in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit. (Ephes. 4. 23.)

Kein Konzil hat so tief ins Glaubens- und Sittenleben der katholischen Kirche eingegriffen wie das von Trient. Hier wurden nicht nur die heilsamsten Beschlüsse gefaßt, sie wurden auch von großen und heiligen Männern ausgeführt, und so kam eine wahre Erneuerung der Kirche zustande. Born in der Reihe dieser echten Erneuerer steht der Mailänder Bischof St. Karl Borromäus.

Karl kam 1538 auf dem Borromäerschloße Arona zur Welt. Der Glanz und Reichtum seiner Familie eröffnete ihm den Weg zu Ansehen und Genuß. Doch schon im Knaben kam der spätere große Kirchenfürst zum Vorschein. Fröhlich trug er nicht nur das geistliche Gewand; er zeigte in seinem ganzen Auftreten, daß sein Ziel über den Interessen dieser Erde liege. Während er in Pavia Theologie und Recht studierte, mied er die frohen und auch wohl ausgelassenen Gesellschaften seiner rechtsbesessenen Standesgenossen: sein Arbeitszimmer und die Kirchen waren der stete Aufenthalt des begabten Borromäers.

Als sein Oheim, ein Medici, unter dem Namen Pius IV. Papst geworden war, berief er ihn nach Rom. Karl wurde nun bald mit den verschiedensten Aemtern betraut; sogar zum Erzbischof von Mailand und zum Kardinal wurde er ernannt. Man spottete anfangs viel über die schnelle Karriere des jungen Papstneffen. Doch der Spott verstummte bald, denn der Heilige zeigte neben einer ausnehmenden Frömmigkeit eine außerordentliche Geschäftstüchtigkeit, die von einer lebenswichtigen Bescheidenheit geadelt wurde. Dazu förderte er mit klugem Weitblicke Kunst und Wissenschaft, besonders Malerei und Musik, sodaß die Besserkünster in Rom diesmal nicht auf ihre Rechnung kamen.

Schon lange hatte Karl sich darnach gesehnt, die große Mailänder Diözese selbst zu regieren. Nachdem er die nötigen Weihen erhalten hatte, zog er 1566 unter dem Jubel der Bevölkerung in der lombardischen Hauptstadt ein. Vom ersten Tage an war er der großen Herde — der Mailänder Synode umfaßte fünfzehn Suffraganbistümer mit weit über 2000 Kirchen — ein wirklich guterhirt.

Den Anweisungen des Trienter Konzils gemäß ging er zuerst an die Ausbildung eines vorbildlichen Klerus. Er ließ sich dessen Erziehung von frühesten Jugend ab sehr angelegen sein. Durch Sammeln der guten Kräfte, durch Synoden, durch herrliche Hirtenschreiben über die Verwaltung des Predigamtes, Sakramentes regte er in weitesten Kreisen heilsam an. Die Haltung des Gottesdienstes suchte er in seinen Kirchen stets feierlich zu gestalten. Selbst den Volksschulen schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit.

Da der heilige Bischof wohl wußte, daß jede echte Erneuerung bei den Erneuerer selbst beginnen muß, lebte er nicht nur selbst in allem vorbildlich, auch seine Hausgenossen hielt er zu einem echt christlichen Leben mit mildem Ernste an, und zwar mit solchem Erfolge, daß ganz Mailand voll Bewunderung auf den umfangreichen bischöflichen Haushalt hinsah. Dann war er bei der Hirtenarbeit überall der Erste. Oft übte er selbst das Predigamt aus. Vor allem aber suchte er seine Herde persönlich auf, bis hoch hinauf in die entlegensten Alpenhöfe. In armlischer Kleidung, ohne jeglichen Prunk trat er als ein wahrer Apostel auf: im Beichtstuhl, auf der Kanzel, an den Betten der Kranken, in den Stitten der Armut vergaß er sich selbst ganz, um allen alles zu sein.

Obwohl er nie wütend und scheltend, sondern immer mit Milde und Demut auftrat, hatte er Feinde, die ihm selbst einmal nach dem Leben strebten. Doch auch diese überwand er durch Güte, durch eine Liebe, die keine Grenzen kannte. Diese keigte er so recht, als Mailand 1570 von einer bitteren Hungersnot; und noch mehr, als es von der fürchterlichen Pest heimgesucht wurde — sechs Jahre später. In ganzen Reihen lagen die Opfer des Todes. Die weltliche Obrigkeit zeigte sich in diesen furchtbaren Zeiten völlig kraftlos; umso herrlicher erhob sich über den Wirrwarr die Gestalt des Heiligen. Um der entsetzlichen Not zu steuern, gab er alles hin. Sein erzbischöflicher Palast ward bis auf die kahlen Wände ausgeplündert. Diese Uneigennützigkeit wirkte höchst segensreich; die Armen trugen ihr Geschick mit Geduld und frommer Ergebung; die Reichen folgten dem Beispiel ihres Oberhirten und gaben mit vollen Händen. Nachdem so die leibliche Teuerung gehoben, ging der Heilige daran, die Seelennot zu lindern. Er selbst eilte von Straße zu Straße, von Haus zu Haus; er stieg in die elendesten Stitten, um die Sterbesakramente zu spenden. Und wenn er des Abends todesmüde nach Hause kam, sich dort nichts mehr zu essen vorfand, und die Diener mit Tränen in den Augen um ihren Herrn herumstanden, wußte er noch lächelnden Mundes zu trösten. Dann ging er zur Ruhe oder flehte in heiligem Gebete um Abwendung der schrecklichen Weisheit.

Nach dieser harten Prüfung konnte er noch ein paar Jahre ungestört an der Erneuerung seiner Herde arbeiten.

Auf einer Visitationsreise, hoch in den Alpen — man schrieb das Jahr 1584 — wurde der Heilige von einem tödlichen Fieber

befallen. Bitteren mühen Antikthes empfing er die Sterbesakramente, und mit einem Trostwort für die verlassenen Seinen schied er von ihnen; es war am 3. November. 1610 wurde er heilig gesprochen.

Jede Erneuerung, die das Gesetz zum Menschen herabzieht, ist falsch, die echte Reform strebt den Menschen zum Gesetze, zur unabänderlichen Lebensform emporzuheben; nur so werden wir rein und stark und vollendet. Daß doch nach diesem Riesenkriege, der das Ungesunde und Morische so leicht zusammenführte, die Welt sich nach den ewigen Gesetzen Gottes richtete: das wäre eine Erneuerung, die am ehesten den ewigen Frieden brächte!

Dast uns besser werden:

Gleich wirds besser sein! (Overbeck.)

P. D. A. O. F. M.

Uebet Barmherzigkeit

Von W. Presber.

Es sind nun einige Jahrzehnte her. Da lebte am Rhein ein junger Graf Wilhelm v. B., ein rechter Lebemann, der nur daran dachte, sein Leben in Lust und Freude zu vollbringen. Was sein Herz begehrte, er mußte es haben und hatte es, denn seinem Gelde widerstand fast nichts. Seine Kleider bekam er aus Paris, seine Pferde aus England, seine Weine aus Frankreich und die Gemälde lieferte Italien.

Reich, geistvoll und schön, mußte er viele Freunde haben. Und sie fehlten ihm nicht.

Aber dennoch langweilte er sich: seit seinem 21. Jahre sah man kein Lächeln mehr an ihm. Auch die Jagd liebte er nicht mehr, der Gastmahl war er überdrüssig, er tanzte nicht mehr, er glaubte nicht mehr an den Zauber der Künste und Freundschaft; alles, alles hatte er ausgegeben. Nur eins war ihm noch geblieben, nur eine Leidenschaft hatte er noch — das Spiel! Nur am Spieltisch fand er Gefallen, alles andere war ihm gleichgültig. Hier nur lebte er auf. Der Wechsel des Spielglücks, Gewinnen und Verlieren, sprach ihn an, regte ihn auf.

Eines Abends, als er sehr viel Glück im Spiel gehabt, bat er seine Freunde, ein Tanzfest zu geben. Er sagte zu, befiel sich aber vor, nicht mitzutanzten. Einem jungen Künstler sagte er: „Ich gebe Ihnen Geld zur Verschönerung des Festes, bieten Sie all Ihre Kunst und mein Geld auf, damit es an nichts fehle.“

Der Künstler ließ sich das nicht zweimal sagen. Wie hatte man in der Stadt einen solchen Lichterglanz und eine solche Blumenpracht gesehen. Man glaubte sich aus der Nacht in hellen Sonnenschein, aus dem Winter in den Frühling versetzt.

Der Ball wurde in der strengsten Winterzeit gegeben. Seit mehr als acht Tagen waren alle Dächer mit Schnee bedeckt; lange Eiszapfen hingen an den Gesimsen der Häuser, und Felder und Büren bedeckte eine dicke Schneedecke. Die Not war groß: überall Trauer, Oede, Betrübnis! Die Reichen konnten sich schützen, aber bei den Armen gab es keine dichtschließende Tür, keine Vorfenster, keinen Pelz, kein Holz, kein Feuer im Ofen.

Um 10 Uhr abends strahlte aus den Fenstern des Grafen v. B. blendender Lichtglanz in die eisige, grimmig kalte Nacht hinaus. Die Wagen, die über den Schnee dahinschlitten, hielten vor der Freitreppe und fuhren unter einem Zelte vor. Bräutigam und Braut stiegen aus. Ein weicher schwellender Teppich schützte ihren Fuß vor Berührung mit dem kalten Boden. Aber unter den Damen fehlte noch eine und der Graf vernahm sie sehr. Gegen Mitternacht ging er hinaus, zu sehen, ob sie noch nicht komme. Der Vater hatte auf dem Sterbebette zu ihm gesagt: „Die Tochter meines alten Waffengefährten, des Barons v. B., hätte ich meine Tochter zu nennen gewünscht; sie ist schön und reich und besitzt Talente und Tugenden. Ihr Vater und ich haben auch mehr als einmal in unseren Träumen Euch verlobt!“

Wilhelm wünschte daher lebhaft, sie beim Feste zu sehen. Als er auf der Türschwelle Umschau hielt, trat eine arme Frau an ihn heran. Ein winnendes Kind trug sie auf dem Arme.

„Entfernt diese Bettlerin!“ heischte er zu den Bedienten. „Ach, gnädigster Herr, es friert und hungert mich!“ „Ich habe diesen Morgen die Almosen austheilen lassen“, erwiderte er kurz und kalt.

„Schenkt mir, gnädigster Herr“, flehte die arme Mutter weiter, „aus Mitleid etwas, wofür ich mir Brot und Holz kaufen kann. Mein Kind stirbt vor Hunger!“ —

In diesem Augenblick fuhr der Wagen der erwarteten Dame vor. Die Bettlerin mußte sich entfernen. Sie kam wieder am frühen Morgen. Es war eine stürmische Schneenacht gewesen. Sie hatte ihr Kind noch auf dem Arme. Aber es wimmerte nicht mehr, es war eingeschlafen.

Auch die arme Frau schloß trotz des Hungers, daß ihr die Augenlider schwer wurden. Sie legte sich unter das Zelt der Freitreppe. Es fielen dicke Schneeflocken. Einer der Bedienten entdeckte sie hier und sagte sie fort. Das arme Geschöpf aber konnte nicht mehr weiter; die Glieder waren erstarrt. Am Hoftor, von einem Heiser ein wenig geschützt, legte sie sich nieder. Ihr Kind drückte sie an die kalte Brust. Aber es schrie nicht mehr, es war kalt, erstarrt — tot! Die Mutter indessen wußte es nicht. Auf den Schnee hingestreckt, schlief auch sie ein. Noch konnte sie einmal zu den erleuchteten Fenstern des Palastes hinausblicken, noch konnte sie den Schall der fröhlichen Musik vernehmen, die zum Tanz erklang. Ach, wenn ihr nur eine einzige von allen diesen zur Schau getragenen Perlen geschenkt worden wäre! Sie

hätte sich das für Holz kaufen können, um sich zu erwärmen, und Brot für ihr Kind und eine warme Decke für sich und ihr Kind. Aber sie bekam nichts. Doch sie schlief bald ein — um nicht mehr zu erwachen.

Als Graf Wilhelm eine Fürstin, die seinen Ball mit ihrer Gegenwart beehrt hatte, an ihren Wagen führen wollte, ließ sein Fuß an etwas, das im Schnee lag und er zankte darob mit seinen Dienern. Diese sahen nach und fanden unter dem Schnee die erstarrte Bettlerin und ihr Kind.

Trotz des Geräusches der Musik, trotz des Tanzes und der Freude erfuhr man doch in den strahlenden Sälen den schrecklichen Tod der Bettlerin und ihres Kindes. Da zeigte sich tiefes Mitgefühl und Achtung vor dem Elend: der Tanz hörte auf und die Gäste entfernten sich.

Als Graf Wilhelm allein war, ging er hinunter, um die Verstorbene, die man ins Haus gebracht hatte, zu sehen. Frauen rieben sie mit warmen Tüchern, allein es war zu spät. So groß war die letzte Kraft des Lebenskampfes gewesen, daß die Frauen nur mit Mühe das kleine Kind von der Brust der Mutter trennen konnten. Wilhelm blieb über eine Stunde bei der Leiche. Dann schritt er in den Saal, und in einem Anfall von Wut riß er die Kränze und Blumen vom Gefäß des Sarges herunter und zertrat sie. Hierauf schloß er sich in sein Zimmer ein.

Niemand durfte ihm folgen und spät am Mittag noch war er abgeschlossen. In diesen einsamen Stunden reifte ein großer Entschluß in seiner Seele: er hatte vor dem Bildnisse seiner Mutter ein Gelübde gemacht.

Er gründete das Hospital der Stadt, und als das Gebäude vollendet war und dem Hospiz nichts mehr fehlte, ward Wilhelm ein dienender Laienbruder, führte ein baskisches Leben und starb fünf Jahre nachher, nachdem er noch sein Vermögen den Armen vermacht hatte. Die Statuten der frommen Stiftung entwarf er selbst. Darin heißt es u. a.: Von dem Tage vor dem Feste Allerheiligen bis zu dem Feste des Evangelisten Markus am 25. April sollen im Hospiz des Gelübdes zwei große Säle gut geheizt und dem Zutritt der Armen Tag und Nacht geöffnet sein. Des mittags und um sieben Uhr abends soll ihnen Suppe gereicht werden. Barmherzige Schwestern übernehmen die Verpflegung der Mütter und Kinder. Außerdem sollen vor Weihnachten jeden Jahres Holz und wollene Decken an die Dürftigen der Stadt verteilt werden.

So geschieht es noch heute in einer rheinischen Stadt.

*

Denken auch wir in den kommenden Tagen des Winters recht an die Armen und Notleidenden — und es gibt deren in der harten Zeit des Krieges trotz aller Fürsorge noch viele, viele — und geben wir von dem, was Gott uns gibt, unseren notleidenden Brüdern und Schwestern gern und freudig.

Gestern noch auf stolzen Rossen....

(Es lebe das Leben.)

Von Hanns Gishert.

Die altersgraue Romantik des düsteren gotischen Burgturms ist umspinnen von einem Rosenwunder. In allen Farben blüht und rankt es sich; wie der Eingang zu Dornröschens Märchenstolz ist der trotzige, verwitterte Giebel anzusehen, der ein Ausläufer der Burg und zugleich das Tor des Dorfes ist. Der düstere Torbogen mit seiner Sandsteineinfassung und den moosbewachsenen Wappensteinen ist gefüllt mit einem lichtgrünen Glanze, der von den sonnendurchfluteten Lindenbäumen von der Landstraße draußen, wo die Blüten der Reichen in herrlichen Gärten stehen, herrührt. Ein Bläuen und Frangen und Tausen ist es, als vermähle sich der Junfer Venus der jungfräulichen Sommerkönigin. Nichts rührt sich in den Läden, als das Surren der Falter und Bienen.

Da fällt ein düsterer Schatten in das Goldgrün des Torbogens, mehr und mehr. Erste, gemessene Gestalten schreiten einher und verdrängen mit ihren leidvollen Mienen und der getragenen Melodie des Trauermarsches den Sommerglanz, die lachende Schönheit, die sorglose Heiterkeit des friedlichen Idylls. Das ganze feierliche Gepränge eines Leichenzuges entwirrt dem gotischen Bogen, der aus der Zeit der Ritterherrschaft stammt. Knaben und fromme Väter gehen dem Zuge voran; die Kriegervereine des Kreises folgen mit ihren Fahnen — denn ein Soldat ist es, dem da die letzte Ehre erwiesen wird, ein Jünger und Herrlicher, eines alten Geschlechtes letzter Sproß.

Stolz und mutig ist er hinausgezogen und freiwillig in den Kampf um Deutschlands Ehre und Größe, ein halber Knabe noch. Und in nach wenigen Tagen schon auf den Tod verwundet worden. Da er im Feldlazarett verschieden, war es möglich, seinem letzten Wunsche gerecht zu werden und ihn in der Gruft seiner Väter zu bestatten.

Der Leichenwagen bricht fast unter der Last der Blumen, die treue Liebe dem jungen Wesen gesandt. An der Seite des Gattens wankt die fast zusammenbrechende Gestalt der Mutter, die nach Landesitte auf ihres Geliebten letzten Gange nicht fehlen darf, gramgebrunt und doch stolz, in Tränen erhoben. Nicht hinter ihnen eine Abteilung des Regiments aus der Garnison, dessen Fierde der Tote gewesen. Markige, kernige Gestalten, jung und unverwundlich, wie er war. Und ernst und ritterlich, durchdrungen von der Feierlichkeit der Ehrenpflicht, der Größe des Schicksals, das sich hier erfüllt hat, das ihrer aller Schicksal sein kann... Alles, was Namen in der Umgebung hat, folgt den Leidtragenden, mit Uniformen, mit schwarzen Röcken, die nur zu hohen Festtagen oder Begräbnissen aus dem Schranke genommen werden, mit einer langen Reihe von glänzenden Wagen. Die Reugier, die bescheiden hinter den geschlossenen Fenstern und heruntergelassenen Vorhängen der Dorfstraße lauert, hat kein so prächtiges Schauspiel gesehen, seit die beiden, die jetzt ihres Lebens Stolz und Glück begraben, vor den Traualtar getreten sind.

Wie ein Wurm ringelt sich der Zug durch das Dorf zum hoch-

gelegenen Kirchlein. Militärische Klänge und Weihrauchdüfte geben ihm das Geleit; am offenen Grabe eine Ehrensalve, dann hält der junge Pfarrer eine Ansprache. Nur einen einzigen Kranz legt er auf den Sarg, der zweier Menschen ganze Freude birgt, einen hellgrünen Kranz, einen Kranz von Eichenblättern.... Kurz ist seine Rede. Aber was er sagt, ist so stark, so wahr, so groß, daß manche Hand kraftvoll des Tegens Knäuel faßt, daß Tränen in harten Augen stehen, daß ein Mutterherz sich daran aufrichtet.

Der Vater des Toten hat es sich nicht nehmen lassen, seines Sohnes junge Kameraden gastlich zu bewirten. Und hat ihnen einen Führer gegeben, ihnen die Burg zu zeigen, und das weite, herrliche Land, für das der junge Held gekämpft, für das er gestorben. Die Dörfler und Sommergäste sehen mit Staunen, wie sich die verwitterten Ruinen mit schlanken Gestalten füllen, wie die Helme und Uniformen im Sonnenlichte glitzern, als seien sie wieder mit Mittern und Drifigen bevölkert wie einst vor Jahrhunderten. Bis auf den Keller des Bel-fried klettern sie, schauend und staunend. Dem, was sie alle erfüllt, gibt der letzte Trompeter Ausdruck, indem er weit vorne an die Brüstung tritt und hinausbläst in die Lüfte, die schon von fernem Kanonendonner gezittert haben, daß es weiterklingt auf den Bergen und Höhen, im Flußthal und auf den prangenden Fluren, das Lied der Väter: Deutschland, Deutschland über alles....

Nicht sattsehen können sich die schönheitsdarstigen Augen. Und als der Beiger der Uhr mahnt, nimmt der Trompeter an: Morgenrot, leuchtet mir zum frühen Tod... Gemessen ist die Liebes-weihe. Aber als die Sänger wieder durch das rosenumrantte Burgtor schreiten, leuchtet ein heller Glanz in den vordem so ernsten Augen. Als Scheidegruß senden die frischen Reihlen noch einmal das Lied vom guten Kameraden herauf, aber manch hübsches Dorfkind trifft doch ein wohlgefälliger Blick. Und als der Spielmann intoniert: „Auf! i denn, muß i denn zum Städtele hinaus...“ hat die Jugend und der Frohsinn wieder die Ueberhand in den Reiterherzen.

Mit raselndem Ballasch geht es die gewundenen Wege des steilen Berges hinan. Die ganze Luft ist erfüllt von heiteren Melodien, die sich an dem rauhen Fels mit dem trugigen Steinwerk brechen und weit- hin ins Land schallen.

Da der Zug drunten in den kleinen Bahnhof einfährt, wird er von einer leeren Priegefschar gestürzt, die sich lachend in die Weite drängt und den Stadtränlein, die hinauf in die Sommerfrische wollen, mit Hand und Mund übermütigen Gruß senden. Lied reißt sich an Lied, von Kampf und Sieg und frischem Reiterdod. Um Kampf und Sieg geht die Rebe; um Sieg, Sieg, Sieg! Der Schönheit wird gehuldigt, der Augenblick genossen, an das Morgen nicht gedacht.

Troben am Burgtor duften Linden und Rosen, surren leise, von der Tagesarbeit milde, Käfer und Bienen. Die Abendsonne sendet glühenden Schein und verjüngt und verschönt alles, die ragende Burg, das Kirchlein und den Friedhof, auf dem ein Herrlicher und Getreuer den letzten Schlaf schläft. Der Kranz mit den Eichenblättern beginnt zu welken; aber rings auf den Gräbern blühen liebliche Blumen.

Es lebe das Leben!

Freundestrost

Sah ein alter Bauersmann
Tränentraub auf seinem Pfluge,
Dacht' an seinen lieben Sohn,
Der beim ersten Siegeszuge,
Wie sein Kamerad geschrieben,
Zern vor Lüttich gleich geblieben.

Doch nicht ruh'n ließ ihn sein Ross,
Schaut sich um mit klugen Blicken,
Wiehernd sprach: Das Feld ist groß,
Und ich soll's allein bescheiden?
Schau nicht rückwärts, nicht an Bein,
Denke an den Sieg allein!

Und er faßte seinen Pflug
Wie zwei alte Freundeshände;
Und ihm war's als wenn auch der
Trost- und Mahnungsworte fände:
Auf zum Werk du alter Streiter,
Folg' dem Tiere, pflüge weiter!

Laß mich lockern deutsche Erde,
Daß die Saat in ihrem Schoße
Hoffnungsvoll geborgen werde
Für die Ernte, für die große,
Die da wiederbringt die Freude,
Die ein Ende macht dem Leide.

Und der Gaul lag in den Selen
Und der Pflug ging knarrend mit,
Legte heil'ge Muttererde
Auf die Tränen, Schritt für Schritt,
Und vergrub des Bauern Bein,
Lehrt' ihn wieder stark zu sein. W. v. d. Aus.

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Felddbrief-Einlage an unsere tapferen Krieger. Man lege nie eine Nummer unbenutzt bei Seite.